

durch auf's tiefste betriibt an. Jafentz, im Juli 1883. Die trauernde Mutter und vier Gefchwifter.“ — Der Vater und vier Söhne im Meeresgrund gebettet, ein fünfter Sohn auf dem Felde der Ehre gestorben: welche überwältigende Lebenstragödie in dem engen Raume eines Schifferhäuschens! Und solche Fälle sind nicht selten in unserer Küstenbevölkerung.

— [Das Thürenwerfen.] Das ist ein Lokalartikel! Er wird vielen an Ordnung gewöhnten Hausfrauen willkommen sein. Er ist für ungezogene Kinder, Dienstboten und alle diejenigen geschrieben, welchen es an häuslicher Ordnung gebricht. Ist es nicht abscheulich, das laute, geräuschvolle Thürenschließen? Gibt es nicht selbst einem Haushalte, der sonst nichts an angenehmen Formen zu wünschen übrig läßt, einen fast plebejischen Anstrich? Ein wohlgeleitetes Haus, in dem die Thüren geworfen werden, kommt mir vor wie eine Dame von feinem Aeußern, die auch vielleicht Geist und Gemüt hat, die aber leider laut spricht und gellend lacht. Eins paßt durchaus nicht zum andern. Man fühlt sich doppelt verlegt, weil eine schöne Harmonie durch einen einzigen Mißton grausam zerstört wird. Dringend notwendig scheint es, daß Eltern und Erzieher das Kind von dem Augenblicke an, wo es eine Klinker zu erreichen im Stande ist, darauf aufmerksam zu machen, die Klinker müsse auch gebraucht werden, um die Thüre zu schließen. Ist das Kind nicht fähig, der Mahnung Folge zu leisten, so muß auf seine Bitte eine ältere Person vor seinen Augen das regelrechte, also auch möglichst geräuschlose Schließen der Thüre vollziehen. In wie vielen Häuslichkeiten gehört das Thürenwerfen zum Geräusch und der Unruhe der Kinderstube, und Mamas Nerven haben sich mit der Zeit in das „Unvermeidliche“ fügen gelernt. Ich habe es erlebt, daß ein Baby sich vor den Augen und Ohren der Mama, die plaudernd mit mir im Kinderzimmer saß, eine Viertelstunde damit ergötzte, die Glasstühle, welche von seinem Schlafzimmer nach dem Hausflur führte, erst mühselig zu öffnen und dann donnernd ins Schloß fallen zu lassen, sodas die Scheiben klirrten. Die mütterliche Erzieherin that diesem Treiben auch nicht mit einer Silbe Einhalt. Das Hänschen wächst heran und wird zum Hans. Kleine Geschwister sind nicht vorhanden; die Kinderstube-Unruhe hat ein Ende und Mama empfindet wohlthuend die behagliche Stille ihres schönen Heims, bis — Hans aus der Schule kommt; denn dann ist's damit gründlich vorbei. Mit einem Donnergetöse, das mittelst der Vorhausstüre hervorgebracht wird, die er zuzuschmettern versteht, wie kein anderer, verkündet der Junge seine Ankunft, und nun geht's los. Das stürmt und läuft Trepp' auf, Trepp' ab und wirft die Thüren, daß es eine Art hat. Sind gar noch Kameraden mitgekommen, dann möchte die Mama schier verzweifeln. Alles Ermahnen nützt nun nichts mehr — Hans weiß nicht einmal, daß er die Thüren wirft. Zweite Natur muß den Kindern Anstand des leisen Schließens der Thüre werden und in allerfrühesten Zeit müssen die Eltern Grund zu dieser guten Sitte legen. (Forts. Haus.)

— Eine praktische Neuerung an Gasbrenner ist, wie man aus Braunschweig dem „W. Volksblatt“ schreibt, dem Professor am hiesigen herzoglichen Polytechnikum, Herrn Kinklate, patentirt worden. Bei allen Gasbrennern gelangte eine große Menge Gas bisher nicht zur Verbrennung, da dasselbe unter zu starkem Druck auströmt, um das Flackern der Flamme zu verhüten. Der beste Gasbrenner ist daher derjenige, der eine spannungsvolle Flamme erzielt und das Gas unter möglichst minimalem Druck ausströmen läßt. Diese Be-

dingung ist in äußerst einfacher Weise bei den Petroleumlampenbrennern erfüllt, die durch einen hohen Grad der Vollkommenheit eine vollständige Ausnutzung der Delgase und ein helles ruhiges Licht erzielen. Die Neuerung des Professors Kinklate macht diese Einrichtung auch für die Gasbrenner nutzbar, welche nach Analogie der Petroleumbrenner konstruirt werden, und die dann das Gas aus den weiten Hülsen ausströmen, in welchen bei Petroleumbrennern der Docht steckt. Messungen haben ergeben, daß die Kinklate'schen Gasbrenner sich vor allen andern Brennern durch ein Mehr von 14—16 pCt. auszeichnen.

— Wie man in Amerika die Steuern eintreibt, davon legt folgende Bekanntmachung des Stadtschatzmeisters in La Corse, Wisconsin, Zeugnis ab: „Zur Nachricht an alle, die es angeht, daß ich am 15. Ju i 1883 in meinem Bureau alles Land in der Stadt, von welchem die Steuern nicht bezahlt wurden, oder soviel davon, als notwendig ist, um die Steuern pro 1882 und die Unkosten zu decken, öffentlich zum Verkauf ausbieten werde.“

Was der Roggen sagt.

Geessen ernähr' ich, getrunken zerstör' ich, In der Schenke gedroschen, bin ich nützlich der Welt, Destillirt und getrunken, raub' Verstand ich und Geld. Zum Segen gereich' ich, wenn in Mehl ich verwandelt, Zum Fluche hingegen, wenn im Maischfaß behandelt. Gebrauchst Du als Brot mich, so bin ich Dein Freund, Als Branntwein hingegen, Dein grimmigster Feind. Wer als Brot mich verzehrt, hat Arbeit und Mut, Doch Mähmal und Not bringt des Branntweins Gut. Brot giebt Dir Freude, bringt Frieden und Glück, Branntwein zerstört es und bringt Dich zurück. Machst Du Brot aus mir, so nähr' ich Dein Haus, Doch hung're ich zu Tode als Branntwein es aus. Als Brot bau' ich Häuser, vermehre die Habe, Als Schnaps trag ich Leben und Wohlstand zu Grabe. Als Brot geb' ich Stärke für jedwede That, Als Schnaps mach' ich reiß Dich für Galgen und Rad. Das Brot hält die Kinder Dir brav und gesund, Am Schnaps verlumpen Weib, Kinder und Hund. Als Brot bin ich Diener Dir jedweden Tag, Als Branntwein bin Herr ich und Du bist mein Sklav'. Mer! wohl was ich sage, meine Stärke ist so: Als Brot geb' ich Kraft Dir, als Branntwein: Mordio!

Ratdruß.

Die Ziffern von 1—9 sind in nebenstehendes Quadrat so zu ordnen, daß in jeder senkrechten und wagerechten Reihe die Nummer 15 addiert.

1	2	3
4	5	6
7	8	9

Auflösung des Rätselsprungs in vor. Nr. des Sonntagsblatts:

Einig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstätt treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Hierig geist er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegene Sterne
Jagd er seines Traumes Bild.

Richtig gelöst von C. Sch., Ed. Sch. und W. P. in Lüdenscheld.

№ 33. 1883.

Samstag,
den 18. August.

Sonntagsblatt

zur Unterhaltung und Belehrung.

Beilage des Lüdenschelder Wochenblatts.

Verantwortlicher
Redact. G. W. Crone
Druck u. Verlag von
W. Crone jr.

Das Urtheil der Welt.

Novellette von Gustav Höder.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie mich an, liebes Kind,“ erwiderte die Oberpflegerin mit fast dämonischer Ruhe, indem sie die erhobene Hand des Mädchens sanft niederdrückte. Vor acht Jahren kam ich als Haushälterin zu Doktor Vertram, der damals noch in einer kleinen Residenz praktizierte. Seine Gattin hatte ihre Mutter, eine Freiin von Zehlen, bei sich, eine adelstolze Dame, deren überaus herrschsüchtigen Charakter weder Tochter noch Schwiegersohn gewachsen waren. Beide Gatten mochten einander wohl aus Liebe geheiratet haben, denn keines besaß Vermögen, und es sollen harte Kämpfe vorausgegangen sein, ehe die hocharistokratische Mutter in die bürgerliche Verbindung einwilligte. Ein glückliches Eheleben aber führten Beide schon bei meinem Antritt nicht mehr. Nicht nur gab die alte Baronin fortwährend zu Zerwürfnissen Anlaß, sondern der unsinnige Aufwand, den Mutter und Tochter trieben, der beispiellose Leichtfinn, womit sie hinter dem Rücken des Doktors Schulden machten, hatten auch dessen finanzielle Verhältnisse total zerrüttet. Dnehin war die kleine, dünn bevölkerte Residenz kein günstiger Boden für einen Spezialarzt, wie Doktor Vertram; nur die Anhänglichkeit von Frau und Schwiegermutter an die Heimat und den Hof hielt ihn dort gefesselt, denn die Baronin war früher erste Hofdame der Fürstin gewesen. Der Doktor besaß auswärts eine unvermählt gebliebene, sehr reiche Tante, deren künftiger Erbe er war; diese aber überließ ihn in ihrem schmutzigen Geize seinen Bedrängnissen. Unmittelbar nach dem jähen Tode des Knaben kam Tante Blum — so hieß das schon ziemlich betagte Fräulein — zu Besuch. Wenige Tage nach ihrer Ankunft starb sie ohne vorhergegangene Krankheit. Ihr Neffe konstatierte einen Schlagfluß. Man betrachtete diesen plötzlichen Todesfall allgemein als ein Glück für Doktor Vertram, denn er wurde jetzt in der ganzen Stadt bekannt, daß er gerade in dem Augenblicke, wo ihn der Tod seiner Tante zum reichen Manne machte, von seinen Hauptgläubigern vergantet werden sollte. Aber noch war die Tante nicht beerdigt, als sich wie auf Sturmesflügeln die Kunde verbreitete, daß sie keines natürlichen Todes gestorben sei. Der Kreisphysikus Kapf, ein Freund Doktor Vertrams, hatte, als dieser gerade nicht zu Hause war, die Totenschau gehalten und machte kein Geht daraus, daß Tante Blum erwürgt worden sei. Noch ehe das Gericht einschritt, nahm die Baronin von Zehlen eine Audienz bei der Fürstin, in welcher der Kammerherr vom Dienst sie laut weinen und einen Thränenfluß hörte. Was wäre einer Fürstin nicht möglich, wenn sie den guten Willen hat, von ihrer Macht Gebrauch zu machen! Die ganze Sache wurde vertuscht.

Der Kreisphysikus Kapf nahm seine Behauptung zurück und trat der Ansicht seines Freundes bei, daß Tante Blum einem Schlagflusse erlegen sei. Trotz seiner Unbeliebtheit bei Hofe trug man ihm später den Hofratsstuhl an, den er jedoch ablehnte. Doktor Vertram nahm die Erbschaft seiner Tante in Besitz und befriedigte seine Gläubiger. Die Baronin und ihre Tochter dagegen sollten des Reichthums nicht froh werden. Frau Vertram hatte sich das Verbrechen, dessen man ihren Gatten beschuldigte, zu Gemüt gezogen und verfiel dem Wahnsinn. Sie mußte nach einer Irrenanstalt gebracht werden und die Mutter zog in ein benachbartes Landstädtchen, um der unglücklichen Tochter nahe zu sein, welche gestern Abend endlich ihrem unheilbaren sechsjährigen Leiden erlegen ist. Auch Doktor Vertram verließ die Residenz, in welcher die Kinder mit Fingern auf ihn wiesen und flüchtete sich in diese Großstadt, wo er mit dem Vermögen der Gemordeten die Augenklint gründete und in der aufopfernden Sorge für die Unglücklichen und Armen die Sühne seiner Schuld sucht. Sollten Sie,“ schloß Betty ihre Mittheilung, „auf Ihren Kunstreisen einmal nach K. kommen“ — sie nannte den Namen der kleinen Residenz — so wird Ihnen dort Sebermann bestätigen, was ich Ihnen erzählt habe.“

Sie schwieg. Frieda war während ihrer Rede nach einem Stuhle gewankt und vor demselben niedergesunken, ihr Antlitz in das Polster vergrabend. Betty näherte sich ihr jetzt und strich ihr sanft durch die braunen Locken, wie in mitleidigem Bedauern, die junge Schwärmerin um ihr Ideal gebracht zu haben. Dann überließ sie das tief erschütterte Mädchen der Einsamkeit.

In derselben Stunde noch verschwand die Kunstreiterin spurlos aus der Augenklint. Als Doktor Vertram nach einigen Tagen zurückkehrte und Frieda vermiste, teilte ihm Betty mit, die glücklich geheilte Patientin habe seine Abwesenheit benutzt, um sich ohne Abschied zu entfernen. Wahrscheinlich habe sie ihre Sehnsucht nach den gewohnten Triumphen des Circus nicht länger zu zügeln vermocht und sei demselben nachgereist. Betty ahnte nicht, wie schmerzlich ihre leicht hingeworfenen Worte die Seele des Arztes verwundeten. Er fand ebenfalls keine andere Erklärung für Frieda's Verschwinden und mußte nun einsehen, daß er sich bitter in ihr getäuscht habe. Hatte ihre Schönheit und ihr Unglück ihn gerührt, ihre heroische Standhaftigkeit im Leiden seine Bewunderung erregt, die Dankbarkeit, die aus jedem ihrer Worte und sogar aus ihrem Lächeln sprach, ihm einen Blick in ihr edles Gemüt eröffnet, — so war er auch nicht über die tiefe Reigung im Unklaren geblieben, von welcher er die Genesende für sich erfaßt sah, seitdem Beide einander zum erstenmale in die Augen geschaut hatten. Nur der Trauring an seinem Finger, welcher ihn an ein noch ungelöstes Band mahnte,

hielt ihn zurück, dem liebenden Mädchen zu verraten, was in seinem eigenen Herzen vorging. Die einst an seinen Freund geschriebenen Worte, daß sein Inneres für die Regungen der Liebe erstorben sei, waren zur Lüge geworden; aus dem Grabgeläute, welches seine längst wie eine Tote betrauerte Gattin zu ihrer letzten Ruhestätte begleitete, war ihm ein Ton neuer Hoffnung erklingen, und fast erfüllte es ihn mit Schauder, wie er je den Gedanken hegen konnte, sich mit der Fesseln der Ehe an Betty ketten zu wollen. Nun aber war er schlimmer daran als zuvor, denn das Verhängnis, vor welchem die ihm so verleierte Heirat mit der Oberpflegerin ihn hatte schützen sollen, war wirklich in sein Haus eingezogen. Er hatte seiner Schwiegermutter am offenen Grabe ihrer Tochter die Bitte nicht abschlagen wollen, zur Zerstreuung ihrer Gedanken einige Zeit bei ihm zu bringen zu dürfen, und die alte Dame daher mitgebracht, bis er anderweit über ihre Zukunft bestimmt haben würde. Frau von Zehlen aber traf alle Anstalten, sich im Hause ihres Schwiegersohnes festzusetzen, und ihr nächstes Augenmerk war darauf gerichtet, die häuslichen Angelegenheiten allein in die Hand zu nehmen und Betty's Wirkungskreis auf die Krankenpflege zu beschränken. Es war ihr nicht entgangen, daß Betty in ihrem Benehmen gegen den Doktor eine zudringliche Vertraulichkeit zur Schau trug, als habe sie begründete Hoffnung, an die Stelle der Verstorbenen vorzurücken.

„Ich habe meine Vollmachten vom Herrn Doktor,“ widerlegte sich Betty der ihr verkündeten Beschränkung ihrer Pflichten, „nur in seine Hände werde ich dieselben zurückgeben, wenn er es von mir verlangt.“

„Wie es scheint, hat das Vertrauen meines Schwiegersohnes, welches Sie sechs Jahre lang genossen, Sie anmaßend gemacht,“ verwies ihr die Baronin ihre feste Sprache.

„Benigstens bin ich stolz auf dieses Vertrauen; ich habe es nie mißbraucht, habe ökonomisch Haus gehalten und hinter dem Rücken des Herrn Doktors keine Schulden gemacht.“

„Dann haben Sie nur die einfache Pflicht der Ehrlichkeit erfüllt,“ fuhr Frau von Zehlen auf, welche diesen Stich fühlte. „Glücklicherweise ist mein Schwiegersohn durch mich in die Lage versetzt, sein Hauswesen künftig keiner fremden Person mehr anvertrauen zu müssen, die aus der bloßen Ehrlichkeit schon eine so große Tugend macht.“

„Der Herr Doktor scheint allerdings mit der Absicht umzugehen,“ entgegnete Betty, „aus der Oberleitung seines Hauswesens eine Familienfrage zu machen. Der Begriff einer Schwiegermutter aber ist davon ausgeschlossen, dafür kann ich mich verbürgen.“

„Mein Schwiegersohn besitzt außer mir keine weiblichen Verwandten,“ bemerkte die Baronin mit stolzer Ruhe.

„Je nun,“ sagte Betty lächelnd, „es giebt ja ein sehr einfaches Mittel, den intimsten Verwandtschaftsgrad auf eine Fremde zu übertragen.“

„Selbst wenn mein Schwiegersohn seine verstorbene Gattin so leicht vergessen könnte, wie Sie voraussetzen scheinen, würde er ihr doch wenigstens keine Unebenbürtige zur Nachfolgerin geben. „Eine solche Heirat,“ fügte die alte Dame mit erhobener Stimme hinzu, „würde ich mit aller mir zu Gebote stehenden Macht bekämpfen und verhindern.“

„Ich wüßte nicht, über welche Macht eine außer Dienst gestellte Schwiegermutter noch verfügen könnte!“ lachte Betty höhnisch auf und rauschte aus dem Zimmer. Ihrer Sache gewiß hatte sie die Dinge ins Rollen

bringen wollen, ehe Doktor Vertram sich von der gefährdeten Schwiegermutter vielleicht einschüchtern ließ. Auf der Treppe begegnete sie einer tiefverschleierte Dame, die ihren Weg nach dem Gemache der Baronin nahm. In ihrer Aufregung ließ es Betty für den ersten Augenblick gleichgültig, daß die Verschleierte in Größe und Gestalt an die verschwundene Kunstreiterin erinnerte. Die Ähnlichkeit beschäftigte aber doch ihre Gedanken mehr und mehr. Daher kehrte Betty zurück, um ihr Ohr an die Thüre der Baronin zu legen, und die Stimme, die sie vernahm, veranlaßte sie, dem darin geführten Gespräch atemlos zu lauschen.

In der That hatte Betty sich in der verschleierten Dame nicht getäuscht, es war wirklich Frieda Dorr.

Unerschüttert in ihrem Glauben an Doktor Vertrams makellosen Charakter und doch beirrt von der Kühnheit, womit die Oberpflegerin ihn verdächtigt hatte, war die entschlossene Kunstreiterin nach der Residenz gereist, der Heimat jenes unglaublichen Gerichts. Hier hatte sie aber leider die Erzählung Betty's bestätigt gefunden; überall wurde Doktor Vertram offen als der Mörder seiner Tante bezeichnet. Frieda, welcher kein Schritt zu kühn war, würde nicht nur den Kreisphysikus aufgesucht, sondern sich sogar bis zur Fürstin gewagt haben. Aber Beide waren bereits gestorben. Fest entschlossen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, reiste sie wieder zurück, um die Baronin von Zehlen selbst zu interpellieren, von deren jetzigen Aufenthalt im Hause ihres Schwiegersohnes sie gehört hatte. Sie betrat die ihr wohlbekannte Klinik tief verschleiert, um wo möglich ungenannt zu bleiben, und fand, wie sie vermutet, den Gast des Arztes in dem für besondere Besuche reservierten Fremdenzimmer.

Mit rührender Offenheit erklärte sie der überraschten alten Dame, daß ihre Dankbarkeit und Verehrung für ihren Retter den Gedanken nicht zu ertragen vermöge, seine Hand sei mit dem Blute eines Menschen besetzt, warum dulde er es, daß die Leute ihn einen Mörder nannten? Warum durften sie das offen und ungestraft sagen, während es doch Gesehe giebt, welche die verletzte Ehre eines Menschen schützen, ja, diesen Schutz sogar auf den wirklichen Verbrecher ausdehnen, dessen Schuld nicht erwiesen ist? Warum ließ Doktor Vertram die schreckliche Beschuldigung über sich ergehen, ohne sich dagegen zu wehren?

„Lassen Sie mich nur das einzige Wort hören, gnädige Frau, daß er unschuldig ist,“ schloß Frieda ihre ungestümmen Fragen und Bitten. „Ich will es, wenn Sie das verlangen, als ein heiliges Geheimnis tief in mein Herz verschließen und schweigend zu den Lästerungen der Welt lächeln.“ (Schluß folgt.)

Etwas vom menschlichen Fuß und seiner Bekleidung.

[Sehr wichtig und daher nicht zu übersehen.] Wenn politische Unterthanen schlecht behandelt werden, wie es z. B. an dem System des Despotismus geschieht, so entarten sie in jeder Hinsicht. Ebenso ist es mit den körperlichen Unterthanen der Fall, womit speziell die Füße gemeint sein sollen. Die allermeisten schlechten Füße sind auf Mißhandlung durch ungeeignetes Schuhwerk zurückzuführen und wieviele Menschen leiden an schlechten Füßen! Der menschliche Fuß bildet ein längliches Gewölbe, in welchem die kleineren Knochen der Fußwurzel, nämlich die Keilbeine, als Schlußsteine angesehen werden können. Unter den Knochen der Fußwurzel ist besonders wichtig für die Stellung des Gewölbes das Schiffein in seiner Ver-

bindung mit dem Sprungbein. Beide Knochen sind schraubenartig miteinander verbunden; durch eine Verdrehung derselben entsteht der Plattfuß. Leider sind die Leisten, über welche der Schuhmacher arbeitet, bisher wenig geeignet hergestellt worden, man hat dieselben mehr nach einer vorgefaßten Idee, als nach der Form und nach den Bedürfnissen des Fußes hergestellt. Man hat dabei ein falsches Schönheitsideal vor Augen gehabt und geglaubt, die natürliche Form des Fußes verschönern zu müssen. Am ungeeignetesten sind die geraden Leisten, die man leider noch immer für Damenschuhe verwendet, und durch welche die große Bege unarmherzig in die Mitte des Fußes gezwängt wird. Aber auch die gewöhnlichen Leisten für Herrentüfel, bei denen der rechte und linke Fuß unterschieden werden, sind noch nicht genug dem Bau des Fußes angepaßt. Wenn man nämlich einen gewöhnlichen Leisten am Spann durch einen senkrechten Schritt quer durchschneidet, so entsteht eine symmetrische Figur, während derselbe Schnitt am menschlichen Fuße ganz unsymmetrisch ausfällt. Der höchste Punkt dieses Schnittes liegt vielmehr seitlich, ein ganzes Stück nach der Innenseite des Fußes zu. Die über einen solchen Leisten gearbeiteten Stiefel verursachen allerhand Fußleiden, als eingewachsene Nägel, Leishörner, Hühner- oder Krähen-Augen, Ueberbeine, Knochen-Ausfreiben etc. Es werden dadurch auch vielfach die sog. Frostbeulen, endlich auch Flach- und Plattfüße verursacht. Das beste Mittel zur Vermeidung aller dieser und anderer Leiden ist das Fußzeug, wie dasselbe nach der Vorschrift des Prof. Meyer in Zürich hergestellt wird. Dasselbe ist nicht nur geeignet, den unverdorbenen Fuß in gutem Zustande zu erhalten, sondern vermag unter Umständen den noch nicht ganz verdorbenen Fuß wieder in Ordnung zu bringen. Die Aufgabe des Schuhmachers ist indessen nicht mit der Nachahmung der Naturformen Form erfüllt, er muß vielmehr auch Rücksicht nehmen auf die je demalige Form des Fußes. Leider sieht der Anwendung einer geeigneten Form häufig der Wunsch des Kunden entgegen, welcher der Mode huldigt. Ebenso sind viele Schuhmacher so sehr von dieser Nartheit befangen, daß sie nur das machen können, was „modern“ ist. Da ist z. B. auch der Sockelabsatz, der unglücklicherweise auch für Herrentüfel, „modern“ geworden, so ein Fuß verunstaltet. Ein richtiger Absatz darf nicht höher sein als 3 Centimeter, aber da sieht man Ungeheuer, die mehr als die doppelte Höhe haben! Für Füße, welche die Neigung haben, den Absatz schief zu treten, ist es besser, nach der betr. Seite hin den Absatz etwas zu verlängern und zu verbreitern, als ihn zu erhöhen. Wer sich dies Kapitelchen merkt und danach handelt, der wird nie zu erfahren bekommen, wo ihn der Schuh drückt. (Dorfztg.)

Wyandotte und der erste Bankrott bei den Indianern.

Im „Kesselfgarten“ in New-York landete im Sommer des Jahres 1811 August Weindort aus der Rheinpfalz. Er hielt sich einige Monate am „Deweg“ auf und zog nach dem fernem Westen. Auf Große Felle verlegte er sich auf die Jagd und den Fischfang. Wegen seiner Fertigkeit in den genannten zwei schönen Künsten wurde er von seinen Nachbarn, den Dakotas, allgemein geliebt und geehrt. Er bemerkte bald den Mangel an Bildung unter seinen kupferfarbigen Jagdgenossen und gründete deshalb ein Seminar auf der Insel. Weindort war an demselben der einzige Professor. Hier studierten die Söhne der angesehensten Mitglieder des Stammes Jägerlatein. Nach dem Tode des Groß-Wahippomucks

der Dakotas besuchte dessen Witwe sehr fleißig das Seminar und begleitete Weindort oft auf der Jagd und dem Fischfang, bis er sie schließlich heiratete.

Ein Enkel Weindorts und der Witwe des Groß-Wahippomucks betrieb lange Zeit den Pelzhandel mit den Weißen. Die Pelze kaufte er von seinen Stammesgenossen und sammelte dabei eine große Summe Wampun. Er tauschte auch Reitpferde, Jagdgewehre, Schmucksachen u. s. w. für die Felle ein und schenkte sie seiner Squaw.

Unter den Bleichgesichtern hatte er sich viele nützliche Kenntnisse und Künste erworben, z. B. die Herstellung hölzerner Musikinstrumente, das Tausen des Essigs und des Feuerwassers, das er mit seinen Stammesgenossen für Felle austauschte. Eine Kunst der Weißen gefiel ihm jedoch über alle andern. Es war die Kunst des „Bankkaputmachens“, wie er es nannte.

Er entschloß sich, diese schöne Kunst auch unter den Dakotas einzuführen.

Wyandotte, wie die Indianer den Abkömmling Weindorts nannten, ließ sich eine ungeheure Anzahl Pelze bringen und zog damit auf den Handel. Mit zwei schönen Reitpferden, goldenen Ohrringen und andern Schmucksachen, die er sämtlich seiner Squaw schenkte, kehrte er zurück. Der Wigwam, welchen er für seine Squaws bauen ließ, erregte die Bewunderung der Dakotas und der benachbarten Stämme.

Die Indianer, die ihm die Pelze, mit denen er alle diese Herrlichkeiten erworben hatte, geliefert hatten, kamen und verlangten ihre Bezahlung. Jetzt führte Wyandotte sein Kunststück aus. Er rief die Pelzlieferanten um sein Lagerfeuer zusammen und gab ihnen folgende Erklärung:

„Nicht umsonst habe ich verkehrt mit den Bleichgesichtern, die gelandet sind am Plymouth Felsen. Ich habe von ihnen gelernt. Leer sind meine Taschen vom Wampun. Wyandotte ist so arm wie einer von Euch. Dieses schöne Wigwam, diese Reitpferde, alle diese Herrlichkeiten gehören nicht mir. Sie gehören meiner Squaw. Zählt zusammen, was ich Euch schulde, und für jede hundert Stücke Wampun, die Euch zukommen, gebe ich Euch fünf Stücke. Ich habe „Bankkaput“ gemacht.“

Die Söhne der Witwis, die eine solche überlückte Höflichkeit nicht kannten, sahen sich verwundert an; darauf fielen sie über ihn her und hingen ihn am nächsten Baume auf.

So nahm die Kunst des „Bankkaputmachens“ unter den Dakotas ein unseliges Ende. (M. d. W.)

Verschiedenes.

— [Nachstehende Todes-Anzeige] in Pommerischen Blättern entrollt in ihrer schlichten Sprache ein Bild von der Tragik des Lebens, wie es ergreifender nicht gedacht werden kann: „Todes-Anzeige. Mein lieber Sohn und unser guter Bruder, der Schiffskapitän Robert Wahl, hat im Alter von 39 Jahren seinen Tod im Meere gefunden. Er ging mit seinem Schiffe „Emilie“ im Oktober v. J. von Plymouth nach Stettin ab, wurde am 1. Dezember v. J. in der Nordsee von einem Dampfschiff angesprochen und seitdem ist von ihm, der ganzen Mannschaft und dem Schiffe nichts wieder gesehen und gehört worden. Er folgte seinem gleichfalls im Meere gebetteten Vater mit drei Brüdern und seinem im Kriege gefallenen Bruder. In ihm betrauern wir meinen letzten hoffnungsvollen Sohn und meinen letzten geliebten Bruder. Allen seinen vielen hiesigen und auswärtigen Freunden und Bekannten zeigen diese Trauernachricht statt jeder besonderen Meldung hier-